

Kapitel 7 | Theologiegeschichtlicher Fokus II: Eine Geschichte der Trennung von Christentum und Judentum?

Geschichtsschreibung erzählt immer auch Geschichten – von jenen, über die geschrieben wird, und über jene, die sie schreiben. In der methodologischen Reflexion wurde deutlich, dass die Auseinandersetzung mit (Kirchen-)Geschichte auch immer sensibel für die Tendenz eines »Inventing Traditions« sein muss, wo – um die Theorie von Eric Hobsbawm nochmals in Erinnerung zu rufen – eine »Konstruktion von Traditionen zu Zwecken der jeweiligen Gegenwart«¹ vorgenommen wird. Helmut Zander beschreibt zwei solcher Konstruktionen:

»Die Geschichtsschreibung von Judentum und Christentum in der Antike hat lange mit zwei Mythen gelebt: Die einen sahen im Christentum die ›Erfüllung‹ des Judentums, die anderen das Judentum als ›Mutter‹ des Christentums. Beide Konzepte schreiben zwar Verflechtungsgeschichten, beschreiben jedoch den Differenzierungsprozess zwischen beiden Religionen – oder, präziser gesagt, hin zu zwei Religionen – unter normativen Auspizien. Die erste, christliche Variante schreibt eine teleologische Geschichte, in der das Judentum irgendwann ›überholt‹ ist, die zweite, jüdische, einen Ursprungsmythos, in dem das Christentum immer nur der Ableger des ›wahren‹ Israel ist.«²

Beide Mythen haben eine Dekonstruktion erfahren, auch wenn sie im alltäglichen Gedächtnis der Religionsgemeinschaften immer noch nachwirken. Die Geschichte der Trennung von Judentum und Christentum wurde und wird mit verschiedenen Modellen beschrieben, die aus unterschiedlichen Perspektiven erarbeitet wurden. Neuere Zugänge der bibelwissenschaftlichen Forschung werden häufig unter dem Stichwort »The parting of the ways«³ zusammengefasst und beschreiben den Versuch, »die sich

1 Wolf: Die Erfindung des Katholizismus.

2 Zander: »Europäische« Religionsgeschichte, 60.

3 Einen Überblick zu den verschiedenen Ansätzen, deren Kritik und Entwicklung gibt Standhartinger, Angela: »Parting of the Ways«. Stationen einer Debatte. In: EvTh 80 (2020) H. 6, 406–417.

verschärfenden Konflikte zwischen Judentum und jungem Christentum näher zu bestimmen«⁴. Am Beispiel der Theorien zum »Parting of the ways« zeigt sich die enge Verknüpfung neuer Methoden und theoretischer Perspektiven mit theologischen Argumenten. Ein einheitliches Narrativ muss dabei von vornherein Skepsis hervorrufen. Die Bibelwissenschaftlerin Judith Lieu macht an verschiedenen Beispielen (Melito von Sardo, Justin der Märtyrer etc.) deutlich, dass ein »Parting of the ways« eine von verschiedenen Herangehensweisen an die Verhältnisbestimmung von Judentum und Christentum in der Antike ist und sicherlich nicht dem damaligen Selbstverständnis entsprach (wie auch viele andere Modelle).⁵ Dies delegitimiert die Theorie nicht, sollte aber bei der Auseinandersetzung damit im Bewusstsein bleiben.

»The ›parting of the ways‹ is a model and only one among a number of possible models of the changing relationship between Judaism and Christianity in the first two centuries CE. It is not a model which would have made much sense to any of the participants or observers of the drama itself. That does not of course rule it out of court, although presumably we should always at least listen to the perceptions of the actors in a historical drama; it does invite the question, in what ways it is better than its predecessors? That it is more conciliatory than either the supersessionism of Melito or the apostasy charge of Celsus's Jew goes without saying, but is it more appropriate; does it help us understand the evidence better?«⁶

Das Beispiel des Theoriekomplexes »Parting of the ways« ist folglich auf zwei Ebenen interessant: Zum einen werden durch eine Reflexion von Entstehungsdynamiken christlicher und jüdischer Glaubensströmungen lineare und eindeutige Vorstellungen der Entstehung und Trennung der Religionen dekonstruiert. Zum anderen zeigen Analysen zu den Theorien selbst – wie die von Lieu, aber auch anderen Forschenden –, inwiefern sich Zugänge verändern und wie komplex die Erforschung religiöser Traditionen ist. Dies beschreibt auch der Kirchenhistoriker Dietmar Winkler:

»Es ist nicht einfach, ein Bild von der kirchlichen Vergangenheit zu zeichnen, das beispielsweise von den Partnern in den ökumenischen Dialogen wechselseitig anerkannt werden kann. Die Anfragen, die überdies von anderen Religionen an das Christentum herangetragen werden, lassen innerchristliche Problematiken nochmals in einem neuen Licht erscheinen. Es gibt jeweils verschiedene Zugänge und Perspektiven, mitunter auch Interessen. So unterliegt das Verhältnis von Christentum und Judentum und dessen Erforschung den gleichen Mechanismen, die wir auch in der Spannung zwischen den einzelnen christlichen Konfessionen erkennen können.«⁷

4 Henrix, Hans Hermann: Eine bemerkenswerte Entwicklung. Der jüdisch-christliche Dialog zwischen Vision und Wirklichkeit. In: HK Spezial: Konflikt und Kooperation. Können die Religionen zusammenfinden? (2010) H. 2, 27–29, hier 28.

5 Lieu, Judith: »The Parting of the Ways«: Theological Construct or Historical Reality? In: JSNT 56 (1994), 101–119, hier 103–105.

6 Ebd. 105.

7 Winkler: Wann trennten sich die Wege, 69.

Diese Möglichkeit der gegenseitigen Anerkennung bietet für den jüdisch-christlichen Dialog eine große Chance. Denn es bedeutet, dass gemeinsame Erkundungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft den Diskurs verändern können. Im Verhältnis zwischen Judentum und Christentum sind die Geschichten des Anfangs und der Trennung theologisch relevant. Theologische Argumentationen stützen sich auf entsprechende Konzepte. Ergebnisse der Bibelwissenschaften werden in Dialogdokumenten rezipiert, so beispielsweise in *Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung* der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum:

»Die Trennung der Kirche von der Synagoge geschah jedoch nicht abrupt, sondern dauerte nach einigen neueren Erkenntnissen sogar noch bis ins dritte bzw. vierte Jahrhundert. Das bedeutet, dass es von manchen Judenchristen in der ersten Zeit nicht als Widerspruch empfunden wurde, entsprechend der jüdischen Tradition zu leben und dennoch Jesus als den Christus zu bekennen.«⁸

Die Kommission möchte mit der Feststellung dieser langsamen und schrittweisen Trennung den theologischen Sonderstatus des Dialogs mit dem Judentum begründen. Papst Benedikt XVI. verwendete bei seiner Abschiedsansprache am Flughafen Tel Aviv im Mai 2009 eine auf »Parting of the ways« gestützte Metapher, wenn er die Absicht formuliert, »enger zusammenzurücken als Zweige des gleichen Olivenbaums, die von den gleichen Wurzeln genährt werden und in brüderlicher Liebe geeint sind«⁹.

Die Zeitschrift für Evangelische Theologie widmete dem Thema »Parting of the Ways. Die Trennung der Wege von Juden und Christen in der neueren Forschung« 2020 eine Ausgabe. Die Herausgeberin, Christine Gerber, und der Herausgeber, Jens Herzer, des Heftes beschreiben, warum die Auseinandersetzung mit dem Thema für die gesamte Theologie relevant ist – und das kann auch für den katholischen Bereich gelten. So haben die Fragen nach Anfängen und Trennung von Christentum und Judentum »nicht nur für die historische Rekonstruktion«¹⁰ Bedeutung, »sondern auch für die Interpretation der bis heute traditionsstiftenden Texte«¹¹.

»Die Diskussion hat theologische Relevanz für die Verhältnisbestimmung von Gottesbild und Christologie, und sie ist nicht zuletzt ethisch und politisch geboten. Denn sie lenkt zurück zu den möglichen Wurzeln des christlichen Antijudaismus in einer reproduktiven Selbstvergewisserung der eigenen Wahrheit durch Abgrenzungen von anderen, wodurch die Unterschiede scharf gestellt werden, statt Gemeinsamkeiten zu betonen.«¹²

Die Auseinandersetzung mit Modellen des »Ursprungs« des Christlichen und auch mit den *gegenseitigen* Einflüssen von Judentum und Christentum hat damit auch wis-

8 Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum: *Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung*, Nr. 16.

9 Benedikt XVI.: Ansprache bei der Abschiedszeremonie am Flughafen Tel Aviv im Rahmen seiner Pilgerreise ins Heilige Land (8.–15. Mai 2009), 15. Mai 2009.

10 Gerber, Christine/Herzer, Jens: Zu diesem Heft. In: *EvTh* 80 (2020) H. 6, 403–405, hier 403.

11 Ebd.

12 Ebd.

senschaftstheoretische Relevanz für die Theologie. Denn dialogsensibler Traditionshermeneutik und Rezeptionstheorie muss es darum gehen, solch eine reproduktive Selbstvergewisserung ohne gleichzeitige Abwertung jüdischer Strömungen oder jüdischer Elemente im christlichen Glauben zu ermöglichen. Das gilt auch für die schon öfters angesprochenen impliziten antijudaistischen und antisemitischen Anteile der Tradition – denn dank *Nostra aetate* und vieler anderer seither gezeigter Initiativen gehören der Antijudaismus und antisemitische Positionen nicht mehr zu den für christliche Menschen vertretbaren Positionen. Diese offizielle Meinung findet sich leider nicht in allen Teilen der Kirche und Gesellschaft gleichermaßen, denn neben impliziten Antijudaismen gibt es immer noch explizite Formen von Antijudaismus, die aus religiösen Motiven wirken, sowie Antisemitismus, der – wenn nicht aus religiösen Gründen – dann doch häufig von christlich und auch katholisch geprägten Menschen vertreten wird.

Am Beispiel des Theoriekomplexes »Parting of the ways« zeigt sich: Methoden haben selbst bereits eine epistemische und theologische Relevanz. Gerade in der Traditionshermeneutik und Rezeptionstheorie wirken Form, Methode und Inhalt zusammen. Eine neue Perspektive oder ein anderer methodischer Zugang kann die Vorstellung von Tradition maßgeblich beeinflussen. Dialogsensible Traditionshermeneutik und Rezeptionstheorie müssen auch solche Reflexionen beinhalten. Unter verschiedenen Gesichtspunkten der methodologischen Reflexion werden auf den folgenden Seiten die Transformationen in der Erforschung der christlichen und rabbinisch-jüdischen¹³ Anfänge reflektiert – mit dem Ziel, die Komplexität sowohl des Trennungsprozesses als auch der Forschung zu dieser Phase zu skizzieren. Im Fokus stehen die Analyseperspektiven Differenz, Metaphern, Raum, Zeit und Macht.

1. Transformationen in der Erforschung der christlichen und rabbinisch-jüdischen Anfänge

1.1 DIFFERENZ | Vom Nebeneinander zur Überkreuzung gemeinsamer und getrennter Wege

Das Ringen um Unterscheidungen in den hier genannten »Anfängen« christlicher und rabbinisch-jüdischer Traditionen zeigt sich schon auf der sprachlichen Ebene. Bereits die Bezeichnung »Anfänge« ist höchst angreifbar und suggeriert die Entstehung von etwas völlig Neuem. Andererseits werden Kategorien gesucht, um die Neuformatierung bestehender Elemente und die Singularität von Glaubenserfahrungen ausdrücken zu können. Dies zeigen bereits die Reflexionen zu verschiedenen Textarten (paulinische Briefe, Bekenntnisse, apologetische Schriften) des frühen Christentums in Kapitel 2. Festgehalten werden kann sicherlich zunächst, dass es keine voraussetzungslosen Anfänge waren. Die Rede vom »Parting of the ways« hat sich dabei etabliert als »convenient short-hand for speaking of the separation between Judaism and Christianity

13 Vgl. für die Differenzierung der Bezeichnungen die Einleitung dieser Arbeit (S. 28ff.) sowie die Diskursgeschichte traditionshermeneutischer Weichenstellungen (S. 58ff.).

understood not as a T junction but as a Y junction – two channels separating from a common source«¹⁴ Ein Diskurs über diese Prozesse steht allerdings vor terminologischen Herausforderungen:

»Umstritten ist bereits die Frage, welche Gruppenbezeichnungen und Modelle die Rekonstruktion steuern sollten. Ab wann kann man vom ›Christentum‹ als ›Nicht-Judentum‹ sprechen, so wie es unsere Bezeichnungen voraussetzen, ohne anachronistische Verzerrungen? Welche Metaphern taugen, um die Entwicklung zu beschreiben, ohne unbedacht Klischees zu reproduzieren?«¹⁵

Die Metapher des »Parting of the ways« ist der Versuch, eine Auseinanderentwicklung von »Judentum« und »Christentum« zu beschreiben, ohne einen »glatten ›Bruch‹«¹⁶ zu konstruieren. Doch auch diese Formulierung der »Trennung« ist umstritten: »Haben sich die Wege je ›getrennt‹, oder blieb es nicht vielmehr bei einer wechselseitigen Bezugnahme in Prozessen der Identitätsfindung? Sollen wir überhaupt im Bild von ›zwei Wegen‹ denken?«¹⁷ Wo die einen also in den Theorieansätzen des »Parting of the ways« gerade eine Möglichkeit sehen, einen plötzlichen Bruch in der Beschreibung der religiösen Entwicklungen zu vermeiden, geht anderen die Betonung der Trennung zu weit. Schließlich gibt es auch Theorien, die einen durch die Bezeichnung suggerierten gemeinsamen Weg noch stärker kritisieren.¹⁸ So schlägt Udo Schnelle vor, zum einen die jüdische »Abgrenzungspolitik«¹⁹ stärker im Kontext der römischen Religionspolitik und der dadurch für das Judentum bedrängenden Situation zu sehen. Eine Abgrenzung vom entstehenden Christentum zum Schutz der eigenen Religionsgruppe sei deshalb notwendig gewesen. Zum anderen habe das Christentum eine Abgrenzung im Zuge der »Identitätspolitik«²⁰ und eines »Exklusivanspruch[s]«²¹ forciert. Die von Schnelle gezogene Folgerung:

»Weil keine Form des entstehenden Christentums von irgendeiner Richtung des Judentums als legitime Selbstausslegung anerkannt wurde und im Kontext der römischen Religionspolitik auch nicht akzeptiert werden konnte, gingen Judentum und entstehendes Christentum (ab Paulus) getrennte Wege.«²²

An den verschiedenen Modellen, die rund um die »Trennung der Wege« entwickelt wurden,²³ wird deutlich, dass Kontinuitäten und Bezugnahmen, Diskontinuitäten und

14 Lieu: *The Parting of the Ways*, 101.

15 Gerber/Herzer: Zu diesem Heft, 403.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 Vgl. Schnelle, Udo: *Römische Religionspolitik und die getrennten Wege von Juden und Christen*. In: *EvTh* 80 (2020) H. 6, 432–443.

19 Ebd. 438.

20 Ebd. 439.

21 Ebd. 440.

22 Ebd. 443.

23 Wichtige Ausgangspunkte waren James D. G. Dunn mit der Formulierung »Partings of the ways« sowie Bernd Wander mit der Bezeichnung »Trennungsprozesse«, die voneinander unabhängig zu Beginn der 1990er Jahre entwickelt wurden (vgl. Standhartinger: *Parting*, 407–408).

Trennungen unterschiedlich beschrieben und gedeutet werden. Dabei stellt sich die Frage: Ist gegenseitige Anerkennung Voraussetzung für einen »gemeinsamen Weg« oder kann dieser Weg auch in Identitätsbildungsprozessen gesehen werden, die von der Absetzung zur jeweils anderen Größe geprägt werden?

Im Zuge der methodologischen Reflexion wurde Tradition als Prozess der *différance* benannt. Dabei war auch die Rede davon, dass Tradition an andere Träger*innen weitergegeben wird und in diesem Vorgang Brüche, Transformationen, Veränderungen auftreten können – je nachdem, wie die dabei entstehenden Prozesse der Sinnverschiebung, bedingt durch die veränderte Trägerschaft der Tradition, codiert werden.

Die im Zuge der Diskursgeschichte bereits dargestellte vielgestaltige Situation der ersten Jesuanhänger*innen fordert nun eine weitere Komplexitätserhöhung. Nicht nur kommt es in der Weitergabe von Tradition zu Übergabeakten und damit einhergehenden Sinnverschiebungen, es ist auch denkbar, dass eine Person mehrere Traditionen für sich vereint, transformiert und dass einmal die eine und einmal die andere Tradition stärker im individuellen (Glaubens-)Leben hervortritt.

Derrida möchte, wie oben beschrieben wurde, *différance* nicht definieren, sondern verwendet die Bilder des Flechtens, Webens und der Überkreuzung zu ihrer näheren Beschreibung. Diese stellen auch passende Illustrationen für die Komplexität der frühkirchlichen Identitätsfindungsprozesse dar. Verschiedene Forschungszugänge weisen unterschiedliche Codierungen von Differenzen und Differenzierungsprozessen von jüdischen und christlichen Strömungen auf. Das Bild von Verflechtungen und Überkreuzungen gibt die Möglichkeit, Differenz hermeneutisch neu und auch positiv zu bewerten, ohne Unterschiede zu negieren. Wenn Sinnverschiebungen im Traditionsprozess unvermeidbar sind, weil Tradierung immer Übergabeakte mit zeitlichen und räumlichen Transformationsmomenten impliziert, sind absolute Traditionsdeutungen nicht möglich.

So kann der Blick auch darauf gerichtet werden, wie Differenzen produktiv verarbeitet werden. Jene Phase, in der das Christentum sich formierte und auch das Judentum verschiedene Transformationsprozesse durchmachte, ist ein gutes Beispiel dafür.

Sicherlich zurecht muss von einem »wechselseitigen, für beide Seiten schmerzhaften Ablösungsprozess[] von rabbinischem Judentum und frühem Christentum«²⁴ gesprochen werden. Vor allem die in diesen Trennungsprozessen aufkommende Polemik hatte, mit dem tradierten Antijudaismus, im Lauf der Geschichte schreckliche Folgen.

Ohne diesen schmerzhaften Prozess und die katastrophalen Auswirkungen des Antijudaismus verharmlosen zu wollen, könnte für den jüdisch-christlichen Dialog aber auch interessant sein zu würdigen, was durch diese Trennungsprozesse entstand. Denn es geht im jüdisch-christlichen Dialog ja gerade nicht darum, alle Unterschiede, die in den Ausdifferenzierungsprozessen der religiösen Gemeinschaften entstanden, wieder rückgängig zu machen, sondern den jeweils anderen zu respektieren, anzuhören und voneinander zu lernen. Differenz ist somit eine Grundkonstante für den Dialog und gegenseitige Lernprozesse. Die Trennungsprozesse von Christentum und Judentum zeigen immer wieder, wie Widersprüche und Bedeutungsverschiebungen produktiv verarbeitet wurden. Dies ist wichtig für die Bestimmung des Ziels *im* Dialog – eine Ebene, die

nochmals unterschieden ist vom Ziel *des* Dialogs. Dieses Ziel *im* Dialog strebt weniger ein bestimmtes Ergebnis an, sondern markiert den *Vorgang* des Dialogs an sich als traditionskonstitutiv. Von hier ausgehend kann auch die Frage nach der jeweiligen theologischen Bedeutung des Dialogs gestellt werden. Sie wird weiter unten noch beschäftigen.

Dialogsensible Traditionshermeneutik und Rezeptionstheorie sind aufmerksam für die erkenntnistheologische Bedeutung der Differenzen. Dialog ist nicht ein notwendiges Übel, um Unterschiede möglichst schnell auszumerzen. Dialog ist ein Kommunikations-, Lern- und Beziehungsraum, in dem die unterschiedlichen Antworten, die auf die gemeinsamen Heiligen Schriften gegeben werden, eine Bereicherung sein können. Sinnpotenziale können sich vielleicht manchmal nur im Zusammen dieser Perspektiven erschließen. Wissenschaftstheoretisch heißt es an dieser Stelle, keine letztgültige Entscheidung für ein Modell der Trennung zu fällen, sondern mit den Differenzen der unterschiedlichen Zugänge zu leben und mit einer gegenseitigen Verunsicherung rechnen zu müssen. Die unterschiedlichen Deutungen von Differenzen und Differenzierungsprozessen zeigen sich in Metaphern, die zur Beschreibung des jüdisch-christlichen Verhältnisses verwendet werden.

1.2 TRADITIONSMETAPHERN | Die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Konzepte

Timothy Gabrielson beschreibt, wie sich die Bedeutung der Metapher »Parting of the ways« im Laufe der Zeit verschob. Trotz einer längeren Vorgeschichte wurde die Formulierung vor allem ab den 1990er Jahren verstärkt verwendet und rezipiert.²⁵ Was mit dieser Metapher genau bezeichnet wurde, war allerdings unterschiedlich und spiegelte auch den Stand der jeweiligen bibelwissenschaftlichen und kirchengeschichtlichen Forschung wider. Immer wieder wurde die Metapher dafür kritisiert, durch eine spezifische Perspektive Forschungsergebnisse vorzuformen und zu beeinflussen.

»Even as it was taking hold in the 1990s, and continuing to the present, a loose coalition of critics have questioned the ›parting of the ways‹. The charge laid against it is that, as a conceptual lens to investigate history, it distorts the data. This coterie of scholars has generally emphasized that there remains conflicting evidence through late antiquity, belying, as they see it, a simplistic ›parting ways‹ image. Nevertheless, recent titles suggest that the phrase remains firmly in place. There has, however, been a gradual but notable shift in scholarly perceptions of when, where, how, and why Jews and Christians ›parted‹ from each other. The metaphor may be intact, but the actual reconstructions have been altered.«²⁶

Trotz aller Kritik konnte sich die Metapher im akademischen Diskurs dennoch halten. Annahmen, dass eine Trennung in einem engeren zeitlichen Rahmen rund um die Tempelzerstörung im Jahr 70 n. Chr. stattgefunden habe, wurden abgelöst durch Darstellungsmodelle, die von einer zeitlichen (Trennungsprozesse bis in das 5. Jahrhundert hinein) und räumlichen Pluralität (unterschiedliche Entwicklungen je nach Region) ausgingen.

25 Vgl. Gabrielson, Timothy A.: Parting Ways or Rival Siblings? A Review and Analysis of Metaphors for the Separation of Jews and Christians in Antiquity. In: CBR 19 (2021) H. 2, 178–204, hier 179.

26 Ebd.

gen.²⁷ Solche Kritik gab es ab den 1990er Jahren parallel zur weiteren Entwicklung und Rezeption der Metapher.²⁸ Auch ab den 2010er Jahren tauchte die Metapher der sich trennenden Wege immer wieder in Publikationen auf, z.B. in der Variation »The ways that often parted«²⁹.

Die Wegmetapher ist komplex. Metaphorologisch lassen sich verschiedene Ebenen identifizieren. So stellt die Wegmetapher eine grundlegende Orientierungsmetapher dar, die räumliche Verhältnisse abbildet. Darin könnte auch ein Grund für die Beliebtheit der Metapher liegen, weil sie sehr anschlussfähig für alltägliche Denkmuster ist. Suggestiert wird eine grundsätzliche Linearität, in der es Abzweigungen und Abweichungen gibt. Aus diesem Grund wurde der Weg in der christlichen und jüdischen Geschichte verwendet, um Rechtgläubigkeit zu markieren, was im Dokument *Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung* deutlich wird:

»Von den Christen wurden die Juden oft als von Gott verdammt und blind dargestellt, weil sie in Jesus nicht den Messias und Heilsbringer erkennen konnten. Von den Juden wurden die Christen oft als Häretiker gesehen, die nicht mehr den von Gott ursprünglich *vorgegebenen Weg* befolgten, sondern *ihre eigenen Wege* gingen. Nicht ohne Grund wird das Christentum in der Apostelgeschichte als »der Weg« (vgl. Apg 9,2; 19,9.23; 24,14.22) im Gegensatz zur jüdischen Halacha bezeichnet, die die Gesetzesauslegung für die konkrete Praxis regelte. Mit der Zeit entfremdeten sich Judentum und Christentum immer mehr, gerieten sogar in unerbittliche Kämpfe und bezichtigten sich gegenseitig, den *vorgegebenen Weg Gottes* verlassen zu haben.«³⁰

Die Metapher des Weges hat hier eine Ordnungs- und Disziplinierungsfunktion inne, denn »Wege ordnen nicht nur Wissenssysteme, sie markieren auch deren Grenzen«³¹. In dieser Funktion ist der Weg auch eine komplexe Behältermetapher, da Ein- und Ausschlüsse vorgenommen werden.

Ganz anders funktioniert eine weitere Metapher zur Beschreibung des jüdisch-christlichen Verhältnisses, die aber genauso ein Konzept aus der alltäglichen Erfahrung aufgreift. Als »primary rival«³² der »Parting of the ways«-Metapher bezeichnet Gabrielson die Metapher »Rival Siblings«³³ – der rivalisierenden Geschwister. Das Bild wurde in der Forschung von Alan Segal in der 1986 publizierten Studie *Rebecca's Children. Judaism and Christianity in the Roman World*³⁴ aufgegriffen.

27 Vgl. ebd. 179–182.

28 Vgl. ebd. 182–185.

29 So der Titel des Sammelbandes von Baron, Lori/Hicks-Keeton, Jill/Thiessen, Matthew (Hg.): *The Ways That Often Parted. Essays in Honor of Joel Marcus*. Atlanta: SBL Press 2018.

30 Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum: *Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung*, Nr. 16. Hervorhebungen EH.

31 Westerkamp, Dirk: »Weg«. In: Konersmann, Ralf (Hg.): *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*. 3., erweiterte Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011, 524–551, hier 536.

32 Gabrielson: *Parting Ways or Rival Siblings*, 187.

33 Ebd.

34 Segal, Alan F.: *Rebecca's Children. Judaism and Christianity in the Roman World*. Cambridge, MA u.a.: Harvard University Press 1986.

»Like Jacob and Esau, the twin sons of Isaac and Rebecca, the two religions fought in the womb. Throughout their youth they followed very different paths, quarreling frequently about their father's blessing. As was the case with Rebecca's children, the conflict between Judaism and Christianity molded their characters and determined their destinies.«³⁵

Die Typologie der Zwillingbrüder Jakob und Esau hat im jüdischen und christlichen Bereich eine längere Tradition.³⁶ Die Geschichte bietet ein Narrativ, welches zur Verhältnisbeschreibung von jüdischen und christlichen Gruppen im Laufe der Geschichte unterschiedlich ausgeformt wurde: »Der Handlungsrahmen bleibt ein brüderlicher, in allen Abschnitten der Abfolge von Eifersucht und Kämpfen, einer zwischen Zwillingbrüdern.«³⁷ Das Jakob-Esau-Motiv wurde sowohl von den Rabbinen als auch in der mittelalterlichen jüdischen Traditionsliteratur »als Sinnbild der Beziehungen der Völker zu Israel«³⁸ und »als Erklärung für die politische Realität, die Religionskämpfe, die Unterdrückung von Kultur- und Volkszugehörigkeit«³⁹ verwendet.

Die Autoren der Erklärung *Den Willen unseres Vaters im Himmel tun* greifen das Motiv auf und ziehen bewusst eine Referenz heran, die eine positive Deutung aus der rabbinischen Tradition heraus ermöglicht:

»Aber Rabbiner Naftali Zvi Berliner (Netzvi) erkannte bereits Ende des 19. Jahrhunderts, dass G-tt Juden und Christen zu liebevoller Partnerschaft bestimmt hat: »Wenn die Kinder von Esau zukünftig vom reinen Geist zur Anerkennung des Volkes Israel und dessen Tugenden veranlasst werden, werden auch wir Esau als unseren Bruder anerkennen.«⁴⁰

Im Kontrast zu der traditionell überwiegend eher negativen oder zumindest ambivalenten Deutung Esaus ist diese positive Umdeutung bemerkenswert.⁴¹ Wie bereits an anderer Stelle dargelegt wurde, wird die Geschwistermetapher auch im katholischen Bereich verwendet. Sie bietet eine Alternative für die Mutter-Tochter-Analogie, welche die Gefahr einer Ablösungsrhetorik birgt.⁴² Die Metapher der getrennten Wege werde aber im Vergleich zur Geschwistermetapher in der Forschung bevorzugt: »Still, despite the

35 Ebd. 1.

36 Für verschiedene Analysen vgl. z.B. Langer, Gerhard (Hg.): *Esau – Bruder und Feind*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009; Yuval, Jacob Israel: *Two Nations in Your Womb. Perceptions of Jews and Christians in Late Antiquity and the Middle Ages*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press 2006.

37 Turgeman, Asaf: *Mein Bruder ist ein Einzelkind: Die Esau-Darstellung in jüdischen Schriften des Mittelalters*. In: Langer, Gerhard (Hg.): *Esau – Bruder und Feind*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009, 135–153, hier 135–136.

38 Ebd. 136.

39 Ebd. 137.

40 *Den Willen unseres Vaters im Himmel tun*, Nr. 4.

41 Vgl. Bollag, Michel: *Auf dem Weg zum Paradigmenwechsel im Verhältnis des Judentums zum Christentum*. In: Ahrens, Jehoschua u.a. (Hg.): *Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen. Die Erklärung orthodoxer Rabbinen zum Christentum*. Berlin: Metropol 2017, 124–134, hier 133.

42 In der Forschung wird immer wieder darauf hingewiesen, vgl. z.B. Boyarin, Daniel: *Border Lines: The Partition of Judaeo-Christianity*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2004, 5; Schäfer,

ready applicability of kinship as an analogy for Judaism and Christianity, ›parting‹ language remains omnipresent in the literature.«⁴³

Beide Metaphernfelder wurden in der Geschichte oft zur *Abgrenzung* verwendet, spiegeln aber in ihrer Struktur bereits den *wechselseitigen Austausch*, das Überkreuzen der Wege, das Nebeneinander- und Miteinander-Gehen, die geschwisterlichen Konflikte bis hin zur vorübergehenden Entzweiung wider.⁴⁴ Bemerkenswert ist an beiden Metaphernfeldern sicherlich, dass eine theologische Transformation sowohl anhand des Weges als auch am Beispiel der Geschwister deutlich sichtbar wird.

Markus Tiwald beschreibt, dass man für das Frühjudentum und das Urchristentum eine viel stärkere »Pluriformität«⁴⁵ annehmen müsse als lange in der Forschung gedacht und dass die Annahme einer linearen Entwicklung vom Judentum der Antike über ein »pharisäisches« Judentum hin zum rabbinischen Judentum nicht mehr aufrechtzuerhalten sei.⁴⁶

Gerade eine solche Vielgestaltigkeit stellt infrage, ob es die *eine* geeignete Metapher für das Verhältnis von jüdischen und christlichen Strömungen seit ihrem Entstehen bis in die Gegenwart gibt. Verschiedene Bilder betonen unterschiedliche Aspekte. Die Rede von »Parting(s) of the ways« suggeriert eine harmonischere Trennung, als dies die Rede von rivalisierenden Geschwistern tut.⁴⁷ In der vorliegenden Studie wurden bisher verschiedene Metaphern verwendet, um das Verhältnis von Judentum und Christentum bzw. Verhältnisbeschreibungen in der Forschung zu verdeutlichen: Der Vorgang der (De-)Kolonisierung⁴⁸, im Anschluss an Judith Gruber die Metapher des Erinnerns und in Bezug auf Derrida jene der *différance*, um einige Beispiele zu nennen. Ein Problem der analysierten und genannten Metaphern besteht darin, dass nicht immer auf den ersten Blick deutlich wird, welcher »aspect of Jewish-Christian separation«⁴⁹ behandelt wird. Einmal mehr ist deshalb ein Austausch über die Bedeutung von Sprachformen und theologischen Konzepten gefordert. Die ausführliche Auseinandersetzung mit der Übersetzbarkeit religiöser Traditionen hat dafür Anstöße gegeben. Die Neuformierung der Metapher des Weges und der Geschwister bietet jedenfalls erste sprachliche Alternativen, um das veränderte Verhältnis von Judentum und Christentum auszudrücken: »It sets Judaism and Christianity on an equal footing, rather than seeing Judaism replaced or Christianity excluded, and it emphasizes the common origin of modern Judaism and Christianity in pluriform Second Temple Judaism.«⁵⁰

Peter: Zwei Götter im Himmel. Gottesvorstellungen in der jüdischen Antike. München: C. H. Beck 2017, 11–12.

43 Gabrielson: Parting Ways or Rival Siblings, 189.

44 Für eine ausführliche Analyse des Metaphernfelds der Geschwister in diesen Dokumenten vgl. Höftberger: Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils, 86–89 sowie 118–121; für eine Analyse des Wegmotives vgl. ebd. 67–76.

45 Tiwald: Das Frühjudentum, 28.

46 Vgl. ebd.

47 Vgl. Gabrielson: Parting Ways or Rival Siblings, 189.

48 Die Metapher »that early Christians ›colonized‹ Jewish traditions« spricht auch Gabrielson an (ebd. 190).

49 Gabrielson: Parting Ways or Rival Siblings, 192.

50 Ebd. 196.

1.3 ZEIT – RAUM – MACHT | Die Normativität des Ursprungs

Theorien zur Trennung von Judentum und Christentum müssen mit mehrfachen Differenzierungen arbeiten, bedingt durch unterschiedliche Faktoren, die hier mit Zeit, Raum und Macht zusammengefasst sind. Diese Faktoren beeinflussen auch die Deutung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten, die ausgehend von den Trennungsprozessen angenommen werden. So muss gefragt werden:

»Einigkeit besteht in der Forschung darin, dass es nicht die eine große Trennung von zwei in sich homogenen Größen (Judentum und Christentum) gab, sondern wir es mit einem vielschichtigen Prozessgeschehen zu tun haben. Damit fangen die Fragen aber erst an: Welcher Art sind die Prozesse? Liefen sie an allen Orten und zu allen Zeiten gleichmäßig oder gleichartig ab? [...] Stimmt die Rhetorik des ›Auseinandergehens‹ mit der sozialen Wirklichkeit überein; [...] Was soll als normatives Judentum oder normatives Christentum gelten, die sich irgendwann trennten?«⁵¹

Ein Bewusstsein für die grundlegende Pluriformität des Frühjudentums und auch des Urchristentums⁵² verändert die Vorstellung von Linearität. Wie in den Reflexionen zum Rezeptionsbegriff deutlich wurde, gibt es einen Zusammenhang zwischen Rezeption und Normativität. Häufig ist in der Rezeption ein normativer Rezeptionsbegriff wirksam, der eine Idealvorstellung des zu rezipierenden Gegenstandes, Phänomens oder Textes impliziert. In der Rezeption von Tradition macht es einen Unterschied, ob ein lineares Traditionskonzept im Hintergrund steht, das sich z.B. an enger doktrinäer Kontinuität orientiert, oder ein dynamisches Traditionskonzept, in dem Veränderungen und Umbrüche als Voraussetzungen für die Weitergabe von Tradition gesehen werden. Die Faktoren Raum und Zeit sind dann keine deskriptiven Kategorien. In der Politik der Zeit sind der Anfang und das Ursprüngliche zwei brisante Themenstellungen. Die Konstruktion von Anfängen ist geprägt von Sakralisierungen und Legitimierungsnarrativen. Wie der Ursprung codiert wird, kann deshalb programmatische Auswirkungen für die ganze folgende Traditionsdeutung haben. Ein Beispiel, wie solche Codierungen auf den Diskurs wirken, ist der Forschungskomplex »Parting of the ways«. Der Judaist Peter Schäfer legt in seinem Buch *Die Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentums* einen solchen Perspektivenwechsel dar:

»Nicht nur definiert sich dieses Christentum im Rückgriff auf das zeitgenössische Judentum und in der aktiven Auseinandersetzung mit ihm, auch das rabbinische Judentum findet zu sich selbst erst im Austausch mit dem Christentum – und dies in dem doppelten Sinne der Abstoßung und Anziehung: der Ausscheidung von (ursprünglich im Judentum angelegten) Elementen, die das Christentum usurpieren und verabsolutieren sollte, sowie der stolzen und selbstbewussten Wiederaneignung eben solcher religiöser Traditionen, trotz oder auch gerade wegen ihrer christlichen Usurpation.«⁵³

51 Schnelle: Römische Religionspolitik, 433.

52 Tiwald verwendet diesen Begriff für die Zeit bis ca. 150 n. Chr. (vgl. Tiwald: Das Frühjudentum, 31–33).

53 Schäfer, Peter: *Die Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentums. Fünf Vorlesungen zur Entstehung des rabbinischen Judentums*. Tübingen: Mohr Siebeck 2010, X.

Die Zeit der Formierung von »Judentum« und »Christentum« war von der Entwicklung verschiedener Absicherungsstrategien geprägt. Scharfe gegenseitige Abgrenzungen waren häufig weniger Ausdruck tatsächlich bestehender Grenzziehungen, sondern des gerade stattfindenden Ringens um Unterscheidungen.⁵⁴ In der Diskursgeschichte traditionshermeneutischer Weichenstellungen wurde dies bereits erörtert.⁵⁵ Absicherungsstrategien wie schriftliche und mündliche Tradierung erzeugen »transhistorische[] Gleichzeitigkeit«⁵⁶, worauf Aleida Assmann hinweist. Durch den Transfer der Glaubenszeugnisse in ihrer Performativität in eine schriftliche oder andere materiale Form werden diese konserviert. Eine solche Konservierung braucht aber Vergegenwärtigungsformen, da der unmittelbare performative Vollzug ansonsten abgeschwächt wird. Die Religionsgemeinschaften fanden dazu unterschiedliche Strategien. Die rabbinisch-jüdische Tradition prägte ein enger Zusammenhang von »Lehre und Leben«⁵⁷. Manuel Goldmann streicht den großen Einfluss der Tora auf »alle Lebensbezüge«⁵⁸ hervor, was sich »an den drei Größen der Beschneidung, des Sabbats und des Landes«⁵⁹ zeige. In der christlichen Tradition kann hier die Rolle der Liturgie genannt werden.⁶⁰ Die Vergegenwärtigungsformen der Botschaft Jesu und ihre Legitimität waren auch Streitpunkte in der Reformation, was sich etwa in den unterschiedlichen sakramententheologischen Entwicklungen zeigte. Wenn die Absicherungsstrategien im Angesicht der »Anderen« entwickelt wurden, dann stellt die Begegnung einen Verstehensschlüssel für die eigenen gesammelten Texte und Traditionen dar.

Die Schwierigkeit, die christlichen und jüdisch-rabbinischen Anfänge zu rekonstruieren, hat auch mit einer Machtfrage zu tun, worauf Paula Fredriksen hinweist:

»From the vocabulary that we necessarily use to the texts that dominate our investigations to the questions that frame our approaches to the presuppositions that shape our reconstructions, we still work within the terms dictated by history's ›winners‹, those men who successfully finessed their churches' transition to a form of Roman imperial culture, who named their ideological and institutional forebears, and who shaped the canon, both scriptural and patristic.«⁶¹

Diese Machtnarrative prägen christliche Theologiegeschichte und eines der »Meisternarrative«, die im Zuge der postkolonialen Kritik thematisiert wurden, ist jene Erzählung

-
- 54 Wolfram Kinzig stellt dies am Beispiel von Johannes Chrysostomus dar, für dessen Kontext man ein hohes Interesse der christlichen Bevölkerung für die Synagoge und jüdische Rituale rekonstruieren kann (vgl. Kinzig: *Nähe und Distanz*, 20–22).
- 55 Vgl. Kapitel 2, »Konstituierungen von Tradition(en) in der frühen Kirche«, S. 58ff.
- 56 Assmann: *Zeit und Tradition*, 66.
- 57 Goldmann: »Die große ökumenische Frage ...«, 129.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd. FN 2.
- 60 Vgl. für vielfältige Auseinandersetzungen mit dem Verhältnis von jüdischer und christlicher Liturgie in verschiedenen (historischen) Kontexten Bergmann, Claudia D./Kranemann, Benedikt (Hg.): *Analogie und Differenz. Das dynamische Verhältnis von jüdischer und christlicher Liturgie* (LQF 112). Münster: Aschendorff 2021.
- 61 Fredriksen, Paula: *What »Parting of the Ways«? Jews, Gentiles, and the Ancient Mediterranean City*. In: Becker, Adam/Reed, Annette Yoshiko (Hg.): *The Ways That Never Parted. Jews and Christians in Late Antiquity and the Early Middle Ages* (TSAJ 95). Tübingen: Mohr Siebeck 2003, 35–63, hier 36.

der Geschichte der »Gewinner«. Dies hat oft mit den verfügbaren Quellen zu tun. Eine allzu homogene Darstellung muss auch hier kritisch stimmen. Die Normativität der Entstehungsphase des Frühjudentums und des Urchristentums darf damit weder über- noch unterschätzt werden. Die Wahrnehmung von Zeit und Raum sowie verschiedene Machtprozesse beeinflussten sowohl die wechselseitige Abgrenzungspolitik und Identitätsfindung als auch Forschungen zu diesen »Ursprüngen«.

Was Fredriksen aus einer historischen Perspektive beschreibt, stellt für die Fundamentaltheologie ein methodologisch-erkenntnistheoretisches Problem dar. Sie ist in ihrer Frage nach Gott und seiner Erfahrbarkeit auf das zur Verfügung stehende Material verwiesen, das nur in seiner im ekklesiologischen Bestimmungsraum überlieferten und ausgewählten Form vorliegt. Trotz ihrer geschichtlichen Verfasstheit muss eine theologische Deutung von Glaubensstraditionen möglich sein, die über eine historische Sachverhaltsdarstellung hinausgeht. Entscheidend in dieser theologischen Deutung des Überlieferungsvorgangs sind die Kriterien dieser Überlieferung. Ein prioritäres inhaltliches Kriterium in der Auslegung ist auf christlicher Seite, dass die Botschaft Jesu zur Geltung kommen muss. Eine theologische Deutung kann aber nie unabhängig von der geschichtlichen Form der Überlieferung erfolgen. In dieser vermittelten Form liegen immer schon Bruchmomente. Anstatt diese aber als eine bloße Gefahr für Traditionsweitergabe zu identifizieren, muss fundamentaltheologisch das Potential der Bruchstellen hervorgehoben werden: Genau im Bruch findet theologische Deutung, Weitergabe und Aneignung statt. Weil theologische Deutung nicht ohne Bruchmomente möglich ist – sie sind durch die räumliche und zeitliche Verfasstheit der Überlieferung bedingt – braucht es immer wieder neue Deutungsinitiativen.

2. Auswirkungen auf den jüdisch-christlichen Dialog

Ist das Ringen mit der Transformation von Traditionen ein störender Faktor in Identitätsbildungsprozessen religiöser Gruppen? Sind diese Dynamiken Brüche, die normallisiert werden müssen? Oder gehören sie wesentlich zum Entwicklungsprozess einer Religion und führen dazu, dass diese über die Zeit hinweg relevant bleibt? Der Argumentationsgang der Arbeit führt zu letzterer Annahme. Neuere bibelwissenschaftliche Forschungen können darauf hindeuten, dass Traditionsdynamiken der Entstehung von Christentum und (rabbinischem) Judentum bereits inhärent sind. Der Forschungskomplex »Parting of the ways« zeigt, dass beide Größen aus den Traditionen des Gottesvolkes Israel heraus entstanden sind und sich dabei wechselseitig beeinflussten.⁶²

Die wechselseitige Bezogenheit, die in der Forschung seit einiger Zeit betont wird, beeinflusste auch den jüdisch-christlichen Dialog. Wie bereits dargestellt wurde, transformierten sich Bilder und Metaphern im Diskurs. Auch die Notwendigkeit des theologischen Dialoges formierte sich neu. Denn wo vorher hauptsächlich das Christentum auf das Judentum als »Mutterreligion« verwiesen war, die zu studieren es vor allem in historischer Perspektive galt, legen jüngere Forschungen die Analogie von zwei Geschwis-

62 Vgl. Schäfer: Die Geburt des Judentums, VIII.

tern nahe.⁶³ Dies soll allerdings nicht suggerieren, diese Forschungsergebnisse ermöglicht(en) erst (theologischen) jüdisch-christlichen Dialog. Die These ist vielmehr, dass der konkrete Dialog und eine offene gegenseitige Haltung eine Grundvoraussetzung waren, Vorverständnisse zu hinterfragen und auch wissenschaftlich neue Wege zu gehen. Umgekehrt liefern wissenschaftliche Erkenntnisse wiederum Impulse für den Dialog.

Ein immer wieder auftauchendes Thema ist, inwieweit christliche Theologie auf den jüdisch-christlichen Dialog *angewiesen* ist, umgekehrt eine solche Verwiesenheit aber nicht besteht. Diese Frage ist einerseits verständlich, weil sie mit dem Wunsch nach Anerkennung durch die Dialogpartner*innen verbunden ist. Die Frage betraf zunächst christliche Kirchen, weil sie im Konzept einer Mutter-Tochter-Beziehung die Verbindung zum Ursprung suchten. Es wäre allerdings auch denkbar, dass der Wunsch nach einer wechselseitigen Anerkennung der Notwendigkeit des (theologischen) Dialogs aus einem anderen Grund auftaucht. Ist man vielleicht unzufrieden damit, für die Dialogpartner*innen nicht die gleiche theologische Relevanz zu haben, auf die man andererseits selbst verwiesen ist? In einem solch asymmetrisch verteilten Setting spiegelt sich die Gewohnheit einer Mehrheitsposition, die den Diskurs bestimmen kann – und genau diese hermeneutische Stellung wird unterminiert.

Die Entwicklung der unterschiedlichen Konzepte rund um ein »Parting of the ways« konnte beispielhaft die epistemische und theologische Relevanz von Methoden verdeutlichen. Mit den vorgestellten Forschungen wurden auch neue Diskussionen im jüdisch-christlichen Dialog ausgelöst, da sich bestimmte Grundvoraussetzungen und Verhältnisbestimmungen im Dialog neu formierten. Ein Interesse am Christentum und vor allem an der Person Jesu besteht in jüdischen Traditionen schon lange.⁶⁴ Dialogerklärungen aus unterschiedlichen jüdischen Denominationen zeigen auch ein Interesse an einem theologischen Dialog, das heißt einen Austausch über die jeweiligen Vorstellungen und Überzeugungen innerhalb der eigenen Tradition und über eigene Glaubenserfahrungen. Im folgenden Kapitel stehen Veränderungen in der jüdischen Sicht auf das Christentum im Fokus. Bereits behandelte Problemfelder des jüdisch-christlichen Dialogs wie der Aufsatz *Gnade und Berufung ohne Reue* von Benedikt XVI. sollen hier nochmals Impulse aus einer anderen Perspektive erhalten. Ausgehend von einer Kontroverse in der Zeitschrift *Herder Korrespondenz* liegt der Schwerpunkt auf Transformationen im jüdisch-orthodoxen Bereich.

63 Die Entwicklungen von christlichen und rabbinisch-jüdischen Traditionen können allerdings auch nicht parallel gesetzt werden. Das rabbinische Judentum kann in anderer Weise an eine weit zurückreichende Tradition anschließen, als das entstehende Christentum.

64 Für einen Überblick vgl. z.B. Homolka, Walter: Wie gut, dass Jesus Jude war. Das Jesus-Bild im Judentum. In: HK Spezial: Jesus von Nazareth. Annäherungen im 21. Jahrhundert (2017), 14–18.